

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1912.



Berlin, den 2. November 1912.

Reveille.

Ouchy.

In drei Ladenthüren eines holländischen Fischerdorfes klebt der Zettel, auf dem, mit veilchenfarbiger „Salon Ink Extra“, der turko-italische Friedensschluß gemeldet wird. Dicht bei Rembrandts Heimathstädtchen Leiden, dem Wilhelm der Stille, der Schweiger von Nassau-Oranien, vor dreihundertfünfzig Jahren mit seinem tollkühn scheinenden Entschluß zum Deichdurchstich die Nahrungzufuhr sicherte und aus dem Klammerdruck spanischer Belagerer half; wo auf den Trümmern steriler Fremdherrschaft dann, als das Geschenk eines dankbaren Fürsten, die von den Namen Hugos de Groot, Remberts Dodoens, Scaligers und Boerhaaves im Gedächtniß untrennbare Hochschule entstand. Dicht am Alten Rhein; neben einer noch im zweiten Oktoberdrittel von frischem Grün umleuchteten Gotenkirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Noth und die Pracht Althollands steigt aus der Gruft. Die Hochzeit seiner Kämpfe gegen Philipp und Alba, Cromwell und Karl Stuart, den Roi-Soleil und Condé wird dem Erinnern lebendig. Im haager Binnenhofe fällt das greise Haupt Oldenbarnevelts, das sich aus beinahe bismärckischem Gemüthstrotz in einen Herrnwillen zu recken gewagt hat. Michel de Ruyter läßt seine Admiralsflagge vor der Themsemündung wehen. Wilhelm der Dritte, Oraniens größter Sohn, stürzt den letzten Stuart, dessen Eidam er ist, löst die Briteninsel vom Papstthum, wird, als Statthalter in den Niederlanden, König von England und drängt, mit der vereinten Flottenmacht beider Staaten, Ludwig den Vier-

zehnten bis in den Verzicht des Friedens von Rijswijk. Doch das Bündniß mit dem Leun muß, wie noch jede societas leonina, den Schwächeren enttäuschen. Hollands Nimbus verblaßt, preußische Bayonnettes geleiten den fünften oranischen Willem auf den Statthaltersitz zurück, von dem ein Patriotenputsch ihn gestoßen hat, und der Britenlöwe gebietet mit aiolischer Willkürkraft über die Weltmeere. Hätte der tapfere Schwiegersohn Jakobs des Zweiten, statt die Mehrung seiner Hausmacht und die Ausdehnung der Kirchenreform zu erstreben, die ganze Wucht eigener Kraft und einer Festlandskoalition an die Schwächung Englands gesetzt, dann wäre das Land zwischen Yser und Ems vielleicht noch die Wohnstätte einer Großmacht und das Antlitz Europens sähe anders aus. In der rechten Stunde der rechte Entschluß und die Wahl der tauglichsten Kampfgenossen: daran hängt das Schicksal der stärksten Völker. Schon verdämmert die Vision. Aus dem Nebelstreif, der von ihr bleibt, taucht purpurn aber, wie Sonnennachglanz, die Frage: Wird nicht länger als die Friedensverträge von Westminster, Rijswijk, Breda der in Ouchy vereinbarte Präliminarfriede im Europäerbewußtsein leben, weil er nicht einem einzelnen Staat, weil er dem ganzen Erdtheil ein neues Historienkapitel beginnt? Mit englischer Tinte ward er, auf Maschinenpapier, der Dorfkundschaft emsiger Provinzblätter gemeldet; ein englischer Sieg. „Italien käme mit seinem Athem zwar noch leidlich über den Winter und Frühling; sehnt sich aber nach Frieden. Die Türkei würde ihn gern gewähren (über die Bedingungen ist man im Wesentlichen ja längst klar), wenn nicht jeder Pfortenhüter das Odium scheute, mit dem neue Gebietshingabe ihn bedroht. Doch das Wuthgeschrei des Balkanbundes übertönt die schwachen Geräusche des libyschen Krieges; die im Herzen gefährdete Türkei kann ihren letzten afrikanischen Besitz den Italienern lassen. Die haben dann, was sie so lange begehrten; und merken, daß sie Briten und Russen Alles, dem deutschen Bundesgenossen nichts danken. England will (weil es wollen muß) Deutschlands Gefährten in seinen Concern ziehen und sich, in Egypten oder Arabien, einen Khalifen schaffen, mit dessen Stimme es auf seine indischen Mohammedaner einwirken kann; muß also, ohne die Absicht zu entschleiern, neue, empfindliche Schwächung der Türkei wünschen.“ Das wurde hier gesagt, als der Balkanlärm

anfing. Das war das Ziel Derer, die in glimmende Funken bliesen, bis sie zur Flamme aufprasselten. Nun ists erreicht. Die Studentenhorde, die ins Berathungzimmer der türkischen Minister einbrach, konnte für ein paar Stunden, just so lange, wie ihr Geheul feige Paschas der Ausdruck der Volksstimme dünkte, den Aufschub des Rückzuges ertoben, doch die endgiltige Kapitulation nicht hindern. Von drei Ladenthüren eines holländischen Fischerdorfes grinst der Partezettel, der anzeigt, daß die osmanische Mondsichel (trotz Ferdis Parole wars nie ein Halbmond) von Afrikas Himmel wich. „Gestern, am fünfzehnten Oktober 1912, um sechs Uhr abends ist in Ouchy der Präliminarfriede unterzeichnet worden.“

Für Italien ists keine Kleinigkeit. Und mir scheint ziemlich (nein: unziemlich) thöricht, daß die meisten Zeitungleiter das Ereigniß kaum noch der Rede werth finden und einzelne die „Konzessionen“, die Victor Emanuel dem Khalifen gewährt hat (und, fast alle, in seinem eigenen Interesse gewähren mußte) durch Fettdruck hervorheben, um Herrn Omnes in den Glauben zu lullen, Rom habe im Grunde nichts Rechtes erreicht. Viel. Unverlierbares. Die Schwachheit von Tunis und die Schlappe von Adua sind verschmerzt. Das Trachten, aus Italien, nach dem hübschen Wort des Herrn Charles Loiseau („L'Italie et la question d'Orient“), einen Regenschirm zu machen, den des Besitzers Hand nach keiner Seite hin mehr aufspannen kann, ist mißlungen. Die alte Frage „Andiamo a Tripoli?“ ist glorreich bejaht worden. Nicht eine halbwegs ernsthafte Schlacht verloren; nicht ein Schiff beschädigt. Blut ist geflossen, mancher Jüngling kehrt nie wieder ins Goldorangenland heim und die Staatskasse ist um eine halbe Milliarde ärmer. Haben nicht auch wir jede Kolonie, die dürrste mehr als einmal, mit Blut und mit Gold gedüngt? Ist der Werth Tripolitaniens und der Kyrenaika etwa geringer als des Herero- und Hottentotenbezirkes, der für kurze Abendstunden in Diamantenglanz prunkt? Deutsche Schiffe können, wenn die fratellanza latina und England ihnen die Kohlenzufuhr sperrt, in keine deutsche Kolonie gelangen. Von Katania nach Tripoli ist ein Katzensprung. Das letzte große, Europäern noch nicht unterthane Mittelmeerland. Wenn Frankreich sein nordafrikanisches Reich bis nach Tobruk dehnte, wenn Britanien, um seine Mittelmeerfestungen Gibraltar und Malta zu sichern, für ein Menschenalter (die dann verlängerte

Frist osmanischer Agonie) auf die Türkenseite trat und die Pranke auf den Bombagolf und die Sudabai legte, war den Italern jede nahe Expansion unmöglich und das Ostbecken des Mittelmeeres, das ihre Väter einst mare nostrum nannten, römischem Einspruch geschlossen. Tripolitanien ist eine Wüste? Saharaland; der größte Theil sandig und unbewohnbar. Doch die Zahl und der Umfang der Oasen ist, von Mechya bis nach Kufra, nicht gering; und muß die libysche Wüste ewig wüst bleiben? Moderner Technik bietet der alte Plan, die Sahara zu bewässern, kaum noch abschreckende Schwierigkeit. Der Sudanese ist ein billiger und guter Arbeiter. Und dicht bei Tarabolos-el-Rharb, der Tripolis des Westens, tragen auf dem von Pumpbrunnen und Kanälchen genäßten Saharaboden Pflaumen- und Pfirsich-, Citronen- und Orangenbäume Blüthe und Frucht; spendet das Riesendach eines unübersehbaren Palmenwaldes Schatten; reift Weizen, Gerste, Mais und jede Art europäischen Gemüses. Die Kyrenaika, mit dem (nach Herodots Libyerüberlieferung) durchlöcherten, Regen und Thau schenkenden Himmel, mit dem Grünen Berg (Djebel Akhdar: der Legendenstätte des Gartens der Hesperiden) und dem Rothen Hochland, dessen eisensalzhaltiger Humus die Wachsthumskraft aller Pflanzen ins Subtropische erhöht, ist eine üppige, Europäern wohnliche Ackerbaukolonie. Die Bai von Tobruk, die Schweinfurth für Hafenanlagen eben so günstig fand wie La Valette und Biserta, kann, zwischen West (Marokko, Algerien, Tunesien) und Ost (Balkan, Levante, Egypten, Kleinasien), eine Flottenstation von mitentscheidender Stärke werden. Daß der Sudan früher als Tripolitanien vergeben sein werde, konnte Gerhart Rohlfs nicht ahnen; war er deshalb ein blinder Gimpel, da er den Besitz der Syrtenländer höher als Tunesiens einschätzte? Doch die Wuth der Araber duldet, wie die zärtlichere der Frühlingssonne, nichts Weißes; die dauernde Sicherung der Herrschaft über Libyen ist nie gelungen. Niemals. Nur ist damit nicht bewiesen, daß sie auch dem Maschinengewehr, das in Minuten, ohne das Geräusch einer Gartenspritze zu übertönen, Abertausende hinstreckt, nicht gelingen könne. Schließlich: Italien hatte die egyptische und die tunesische Gelegenheit versäumt; ihm blieb keine Wahl. Was es jetzt erworben hat (die den Türken zugesagte Entschädigungsumme ist ein Pappenstiel und wird obendrein noch in Raten gezahlt), darf kein Nüchterner

eine Kolonie ersten Ranges nennen; auch nicht, wenn in dem franko-italischen Geheimabkommen von 1901 (Delcassé-Prinetti) das Hinterland reichlich bemessen und die Oasenzone von Rhat bis Rhadames ihm zugezählt ist. Für Politik und Wirthschaft des Appeninenreiches wiegt es dennoch ungemein schwer; mögen Kaufleute, die langsichtige Wechsel nicht lieben, im Ton tiefster Verachtung das Geschäft schelten und Meinungmacher wieder, wie anno Marokko, trillern: „Welches Glück, daß Deutschland nicht solche Kämpfe zu führen hat!“ Dieser Kindertext hätte auch auf das Indien der Seapoyzeit und auf die Kapkriege gepaßt. Italiens Volk war nie so einig, von Turin bis nach Palermo von solcher Freude am Vaterlande durchglüht. Victor Emanuel und Giolitti müssen heute thun, als habe der Gedanke an Albanien nicht einmal im Traum ihr Hirn gestreift; noch morgen würde der Verdacht schädlich, daß ihr Streichholz ein Feuer anzünden wollte, an dem in Cetinje der Schwiegerpapa sein Süppchen wärmen kann. Auch übermorgen ist ein Tag. Die Volksphantasie hat neue Nahrung. Bald tost sie ins Blau, aus dem, wie Blinkfeuer, das Lichtbild einer Kaiserkrone funkelt. „Wir sind wieder Römer. Die Herren der ins Lateinerinteresse eingemörtelten Papstkirche. Valona ist unsere nächste Etape. Unser Arm umfängt die Adria. Spitze und Absatz unseres Küstenstiefels sind fortan Roms Hoheitzeichen im Joniermeer.“

Von Tunesien, von Tuareg, vom englischen Sudan aus ist das Syrtenreich leicht zu gefährden. Zwischen Sizilien und der weißen Citadelle von Tripoli liegt Malta; dem Kitchener ein stärkeres Geschwader erwirkt hat. Wer darf, nach einem Blick auf die Karte, wähnen, Italiens Herz müsse vom neuen schnell sich wieder zum alten Dreibund wenden? Rußland hat die Türkei unter dem Druck ängstigender Drohung gehalten. England ihr den Weg durch Egypten, auf dem sie Truppen nach Benghasi schicken konnte, verriegelt und damit ihre Niederlage entschieden; dann auf dem Balkan die Zündschnur gezogen und dem von fünf Heeren bedrängten Sultan den Friedensschluß abgepreßt. Italien wirds nicht vergessen; und ist fürs Erste mindestens, mit noch vergrößertem Besitz offener Küsten, mehr als je zuvor auf Englands Freundschaft angewiesen. Britania triumphans? Die Regie des Staatsstückes lobt den Meister. (Freilich wurde sie von der „Politik“ des Deutschen Reiches erleichtert, deren undurchlotbare Dummheit vor einem Jahr nicht

die Spur alten, neu einstudirten Spektakels witterte.) Niemals", sprach Kiamil Pascha nach der Kriegserklärung der Balkanbundesstaaten, „galt im Osmanenreich England so viel wie heute." Nachdem es erlangt hat, daß dieses Reiches Mondsichel vom Himmel Afrikas wich, auf Afrikas Boden für einen neuen Khalifen Raum wurde. Den braucht Britania: ein Glaubenshaupt, das sich nach ihrem Wink neigt oder schüttelt und dessen dem ganzen Islam ehrwürdiges Wort am Nil ihr die Araber, in Indien die sechzig Millionen Mohammedaner in unterthänigem Gehorsam hält. Griff die Behauptung, einem ganzen Erdtheil beginne der Todeskampf der europäischen Türkei einen neuen Historienabschnitt, über den Bereich nachprüfbarer Wirklichkeit nun etwa hinaus? Diese Agonie ist unaufhaltsam. Und Englands Triumph drum noch nicht verbrieft und besiegelt. Darf der Islam sich nicht mehr auf Europens Weide sättigen, dann muß er die Stoßkraft ostwärts wenden; in Asien und Afrika die Gläubigen zur panislamischen Schlacht wider die Rumi schaaren. Weh dann dem Sieger von Ouchy! Die klügsten Briten kennen diese Gefahr; fürchteten deshalb das Koma des Osmanenstaates (das der Puseyit Gladstone, einer der unklügsten, herbeiflucheu wollte). Ihrer Wünsche Ziel ist eine sieche, von Almosen erhaltene, doch dem Europäerboden nicht völlig entwurzelte Türkei, die den Khalifat auf ihr Erdenrestchen am Bosporus beschränkt. Sie werden weder dem Slaven aus Koburg noch dem Hellenen aus Kopenhagen gern die Stadt Konstantins öffnen.

Kreta.

„Ich wäre dafür, Kreta den Griechen zu geben."
(Bismarck 1879 zu Odo Russell.)

Die kretischen Seeräuber wurden zuerst vom römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minosmythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, den als schon alternden Soldaten die süße Dirne Theophano, des lakonischen Schankwirthes unersättliche Tochter, auf das vom zweiten Romanos leergelassene Lager gelockt hat, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzszepter in der Rechten, in der Linken die Akakia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Haupt-

straße von Byzanz schreitet, ist der Siegbringer Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind, den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Entthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen gekürt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Jonischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und muß sich gegen den pariser Versuch einer revanche pour Sadowa rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen ihnen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Mehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun“, den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Inselartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer for show geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach

neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiter reichender Macht ausgestattet. Den Kretern gehts jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob der Rumi auf der Insel herrschen, ein Christ als Wali mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren solle, finden sie im Yildizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Wali unabhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Turkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawassen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg besiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel" keuchend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weihnachtwoche des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen." Der kluge Paul Cambon (der Bruder des jetzt bei uns akkreditirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwickelung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrniß zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmackhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der

Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtpflicht der Großmächte, die griechische Staatssprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen Rebellen. Kommts zum Türkenkrieg gegen Neuhellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Botschafterkonferenz erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Kanea reorganisirt. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kretischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessirt sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen." So stehts in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Fromme schluchzen. Die Diplomaten rösten sich am Gefühl ihres Erfolges.

Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regiren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen", schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen

anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen gescheucht. Auf der Brandstatt fehlts an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektiren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnunglose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflottille die hastig in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sechzehnten Februar 1897 landet Oberst Wassos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenschmach zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon vorher einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen und kretischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauserrausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Nüchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter sieht als die Haemusvettern, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das Sammlungministerium Simitsch erklärt, bei jeder Aenderung des status quo müsse auch Serbien Konzessionen fordern. Schon glimmts in Makedonien. Schon hetzt der Sultan Albanesenhorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich mit diesem Erfolg zu bescheiden und die

Truppen zurückzuziehen. Hanotaux schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kammer: „La Crête va être remise en dépôt par le sultan entre les mains de l'Europe et jouira désormais d'une administration autonome sous la suzeraineté de la Porte.“ In Berlin wird der internationalen Politik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Der eilt, als er von dem Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste blokiren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. (Vier Tage danach ruft er die Märker zum „Kampf gegen den Umsturz“ und spricht den unvergeßlichen Satz: „Dieses Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken und in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber Alle Handlanger seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers.“) Griechenland soll seine Truppen zurückziehen. König Georg möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Insulaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. So laut, daß man sie bis ins Spreeschloß hört. Vorher darf Wassos die Insel nicht räumen.

Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als das Gekribbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil herausschlagen. Die Großmächte blokiren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und Salisbury findet, das für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit

Karl der Große von Harun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchenfeindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavigerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lefebvre de Béhaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtnis gerufen, was die Römerkirche seit den Tagen des Heiligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wahrung des Katholikenrechtes der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der Encyklika Aspera rerum conditio alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe. Wer im Erdosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohl ausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frankreich auf Kreta: keine pariser Regirung darf den Briten dann das Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Hanotaux ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißts in der Proklamation der vier Geschwaderkommandanten) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen; und ringsum ist nun Ruhe.

Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sichs wirklich nur um Christenschutz und Autonomie gehandelt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Ge-

fahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte sperren die Häfen, halten die Insel besetzt? Die Enkel der Philhellenen, die Landsleute Byrons voran, führen heute das Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phoinikeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestinirt. Vorwärts! Deus lo vult! So tobts durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Fritzens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiundzwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armeniermorde gereizten Christen in der Moschee von Skutari ein Schwein, malen mit dem Blut des Thieres Kreuze an die Mauern, hängen den Kadaver über die den Betern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen. In wölfischer Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der Versuch, die Unruhen lokal zu begrenzen, mißlingt. In Angora und Tokat, in Adana und Caesarea kommts zu ähnlichen Konflikten. Edhem Pascha steht mit hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinen Kollegen Mawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlages irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufkäme, wäre für Griechenland nichts zu hoffen; die Balkanslaven sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so frevlem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. Zwei Fanatismen wüthen wider einander; zwei Dynastien fechten für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach

suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß diese Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von griechischen Offizieren geführt werden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die unter dem „Halbmond" seufzenden Griechen werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal, eines neuen Dreibundes Partner, ein Orienthandel vereint).

Rühren die Balkanslaven sich nicht? Ferdinand wäre kein echter Koburger, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunfthoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Ueskiib, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück probiren... Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohnmächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, flieht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Velos; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkensieg bei Tyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, die Schrecken einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nöthen gern thun, einen Prügelknaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllenden Pöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerpräsidium durch Rhallis ersetzt. Einen

Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf aufbieten und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zu retten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte, als Slavensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slaven, Albanesen, Kleinasiaten aller Art ererbte Blut dem brachykephalen Südslaventypus näher als dem Urbild althellenischer Kraft gebracht worden sind) fühlt sich schnell, als die Türkenrache die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder. Heischt zunächst aber die Rückberufung des Obersten Wassos und seiner Truppe, die Unterzeichnung eines Waffenstillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten Mai erklärt die athenische Regirung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebt der von den Botschaftern bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn; wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland ist ruhmlos besiegt. Aber Kreta ist frei.

Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifizirt. Griechenland muß sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfundsiebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte verzichten, eine den Türken günstige Regulirung der thessalisch-makedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanzwirthschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrolkommission unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinscoupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rügerede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage vorher schon mit der endgiltigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin fast zum Operettengeneral herabgesunken. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der ver-

lorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche „Unerschrockenheit“ nachzurühmen, dem Kronprinzen eine Denkschrift, die, ohne Beschönigung einer Schwäche, die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate vorher hat Hanotaux im Palais Bourbon gesagt, einstweilen („pour le moment du moins“) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Mühens frisirt! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkanslaventhum gegen den Hellenismus gewaffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch aber sieht der Franzos in den Briten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt das londoner Angebot ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schweizer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften der Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verröcheln unter Türkenstreichen. Zornige Beschwerde im Yildizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischen Bündnisses gehört. England muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und drei Tage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg von Griechenland, Konstantinchens Bruder, die Regirung.

Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem

Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Jetzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: „La Sublime-Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le règlement organique de 1868, en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlauheit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdrund der Islam wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein Deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („eines der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstücken? Der Mann der Armeniermorde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Islam zu neuer Blüthe hilft. „Den Gläubigen, von denen er den Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds endlich nun wieder sein Antlitz leuchten; die Zeit harter Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken des Mondsichelbereiches keimt über Nacht solche Zuversicht. Mag Georg getrost in Kanea thronen, Europa wähnen, die Insel sei ihm „remise en dépôt“: Kreta bleibt dem Großherrn. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Delijannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer schürt, dem Sultan, dem Sieger von Larissa, Beistand gegen die Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma ge-

schlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowitza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlösse, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträhn knoten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wie Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichliche Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektenzettelung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Roi Très-Chrétien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Mag Christenblut in rothem Strom fließen, mögen ganze Stämme von islamischem Fanatismus ausgerodet werden: die „Integrität des Osmanenreiches“ bleibt Europens Losung. Das weiß der Türke; und thut, vor solcher Zagheit, auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, grinsend nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt.

Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Theaterkünste der neuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den Korinthenhändlern, die bei Larissa so hastig auskratzten, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Xerxes tapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die großen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Er-

haltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über die Kirche. Was die Türkei den Slaven bewilligt hat, war mit unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates; und der Krieg von 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofsitze. Die Zunge trügt. Unzählige Bauern, die einen slavischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und in ihrem Herzen Griechen; diese slavophonen Hellenen müßt Ihr uns zurechnen. Mußten wir nicht in Makedonien und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis zu Akritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises gelte unsere Hauptsorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen Türken und Bulgaren gefochten, haben oft genug ihren Drang gehemmt; und werden nicht ruhen, bis kein Christ in Europa mehr einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reformversuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos bleiben, so lange der Musulman, des Christen unbekehrbarer, unverbesserlicher Feind, in unserem Erdtheil haust." Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen nicht in jeder Schicksalsstunde schmählich versagt! Selbst im Lande der Cochrane, Church, Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dänisch-glücksburgischen Hellenendynastie nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp seinen Krimpalast für den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die graeko-slavischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu ermuthigen), überlegt Sir Edward Grey still, wie er seiner Heimath die kretische Sudabai, die vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erwerben könne. Das, wurde 1909 hier gesagt, „wäre zu erreichen, wenn die Schutzmächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen Insulanern so das Zeichen zu offenem Aufruhr gäben. Möglich, daß man in Cowes dazu räth. Ein turko-griechischer Krieg, dem der lüstern nach Makedonien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britengeschwader den billigsten Vorwand zur Landung in der Sudabai. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre eine von der listigen Britania leicht zu erraffende

Beute. Nur wird Sir Edward Grey kaum Lust haben, auch das Odium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Großbritanien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten." Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregirung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den status quo und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anfachen. Eine stark armirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man beträchtlichen Einsatz wagen. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der Türkei und Erleichterung britischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, der Philhellenismus sei darin heute noch ein Nenner.

Die Kreter sind längst ungeduldig. Welcher unbefangen Urtheilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat, zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thessalien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungfläche befreit und auf der Elendsinsel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein Mythosheld ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht („pour le moment du moins") erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nicht auszurichten vermag; beseufzt

die Schwierigkeit seines Amtes, die Unmöglichkeit seiner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf: „Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfus." Da ers nicht länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als Altesse Impériale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nur einen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trügt die Hoffnung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredet der Kelte den King und die Russen zur Einwilligung. Bald auch zu dem Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot" haben wollen. Hellas jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Neid und Sehnsucht auf Ostrumelier, Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanktion weigert; darf nicht neue Banden waffnen, als die Nationalversammlung erklärt, Kreta gehöre fortan unlöslich zu Griechenland. Clemenceau hat sich jedesmal gefreut, wenn ein Fetzen vom Leib des Großtürken gerissen wurde; war schon deshalb nicht gegen Aehrenthal und Franz Ferdinand mobil zu machen und stand im Verdacht, den Konferenzplan Iswolskijs veröffentlicht und dadurch vereitelt zu haben. Für den europäischen Orient nicht ganz Eduards Mann; für das Ding, das am Aegeischen Meer gedreht werden soll, aber sehr gut zu brauchen. England wird höchst korrekt sein und in Pera und Athen für das Türkenrecht auf die umstrittene Insel sprechen. Frankreich in Athen und Kanea andeuten, daß man sich bei dieser Witterung schon ins Freie wagen könne. Die

Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Suzerain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heißts aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Rumihetze aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt unserem Eiland die Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.

Ein Bischen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Ministerpräsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcassé. Zweitens brauchen wir Ruhe [illegible]; sonst brennt eines Tages von der Adria bis an das Jonische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Flackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente cordiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatsache der graeko-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tête de linotte; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Pera spricht Eduards Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwiegervater seiner Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben. Das muß genügen; über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen." Pichons pia anima ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des status quo und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die von Hanotaux in Umlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die Hellenenflagge muß bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob koramirt und stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußerklärung je als giltig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht, erst recht nun, völlige Vertürkung.

Am sechsten Auguſttag des Jahres 1909 überreicht der Kaiſerlich Osmaniſche Geſandte dem Miniſterpräſidenten Rhallis in Athen eine Note, die zwar die freundſchaftlich klingenden Erklärungen des nach dem Rücktritt des Miniſteriums Theotokis gebildeten Kabinets anerkennt, aber betont, mit dieſen Worten ſei das Thun und beſonders das Unterlaſſen nicht in Einklang zu bringen. In Makedonien ſeien helleniſche Konſuln, Offiziere (zweihundert), Agenten bemüht, die türkenfeindliche Strömung zu ſtärken und die dem Sultan Unterthanen gegen ihr Haupt aufzuhetzen. Griechiſche Offiziere ſeien mitſchuldig daran, daß auf Kreta die blauweiße Hellenenflagge wehe. Wenn die athener Regirung nicht ſchnell in einer Note erkläre, daß Kreta nicht das Ziel ihres Ehrgeizes ſei und daß ſie die Agitation der kretiſchen Chriſten mißbillige, werde der Vertreter des Sultans einen langen Urlaub nehmen. Die Antwort wurde Herrn Rhallis von den Geſandten der vier Schutzmächte (Großbritanien, Rußland, Frankreich, Italien) diktirt. Sie beſtritt jede feindſälige Abſicht der athener Regirung und des Griechenvolkes, das ſich des kräftigenden Wandels der türkiſchen Verhältniſſe aufrichtig, innig gefreut und niemals verſucht habe, aus den Wirren der Uebergangszeit Nutzen zu ziehen. Griechenland ſei dem Streben, die Inſel Kreta dem Königreich anzugliedern, fern geblieben, werde ſeine korrekte und loyale Haltung nicht aufgeben, müſſe aber die Schlichtung des kretiſchen Zwiſtes den Schutzmächten überlaſſen, deren Obhut die Inſel anvertraut ſei, und könne nur hoffen, daß Hellenen und Türken einander fortan wieder ohne Mißtrauen betrachten und behandeln werden. In einem der Antwortnote beigelegten Brief an den Osmanengeſandten erklärte Herr Rhallis noch, kein dem Hellenenheer angehöriger Offizier weile mehr auf türkiſchem Boden, den Konſuln ſei eingeſchärft, ſich mit den osmaniſchen Behörden gut zu ſtellen, und die auf Kreta Dienſt thuenden Offiziere ſeien, nach dem Geſetz, aus dem Griechenheer geſchieden, alſo der atheniſchen Diſziplinargewalt nicht erreichbar. Dieſe demüthige Antwort genügte den in Saloniki und Konſtantinopel regirenden Herren nicht; trotzdem ſie mit dem nach grundlos barſcher Koramirung faſt allzu artigen Satz ſchloß: „Nous voulons espérer que ces explications si franches vont dissiper tout malentendu et aideront à inaugurer une ère de relations cordiales et loyales entre le royaume et l'empire pour le plus grand bien des deux États.“ Die athener Regirung ſolle, ſo

eischte die Duplik, amtlich erklären, daß sie „an Kreta keinerlei Interesse habe". Das ließen die Schutzmächte geschehen; obwohl sie selbst, als sie dem Hellenenkönig das Recht zusprachen, einen Kommissar für Kreta vorzuschlagen, unzweideutig anerkannten, daß Griechenland mehr als irgendeine andere Macht an dem Schicksal der Insel interessirt sei. Jetzt? In Konstantinopel kein ernstes Wörtchen; nur die Bitte, geduldig zu warten. In Kanea aber die Drohung: Wenn Ihr nicht selbst flink die Griechenfahne vom Mast gleiten lasset, holen unsere Seesoldaten sie, im Nothfall mit Aufbietung der schärfsten militärischen Machtmittel, herunter.

So handeln die quatre puissances protectrices; die selben Schutzmächte, die den Kretern völlige Autonomie und griechische Generalkommissare (Georg und Zaimis) verschafft haben. Als Oesterreich-Ungarn die Herzegowina und Bosnien annektirt, Ferdinand das Vasallenband gelöst, Ostrumelien an sich gerissen und den Titel des Zaren der Bulgaren angenommen hat, glaubten auch die Kreter ihre Stunde gekommen. Soll nur für sie der dreiundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages noch gelten, den die Anderen gestern sorglos durchlöchert haben? Am achten Oktober 1908 kündeten sie Europen laut: Von heute an ist Kreta eine Provinz des Hellenenstaates. Und die Schutzmächte? Am dreißigsten Oktober kam ihre Antwort; deren Hauptsatz lautet: „Les puissances protectrices considèrent l'union de la Crète avec la Grèce comme dépendant de l'assentiment des puissances qui contractèrent des obligations avec la Turquie; elles ne seraient, néanmoins, pas éloignées d'envisager avec bienveillance la discussion de cette question avec la Turquie, si l'ordre est maintenu dans l'île et, d'autre part, si la sécurité de la population musulmane est assurée." Auf Deutsch: „Wir wollen gefragt sein, werden aber Ja sagen, wenn Ihr Euch hübsch artig verhaltet und uns jetzt nicht stört. Gerade jetzt nicht. Gestern haben unsere Vertreter mit gefurchter Stirn erklärt, das Handeln des Freiherrn von Aehrenthal zersetze den Berliner Vertrag, verstümmele den großen Grundsatz, die Integrität des Osmanenreiches um jeden Preis zu wahren, und Herr Iswolskij hat beantragt, gegen den Trugkünstler von Buchlau vor dem Konferenzgericht das Hauptverfahren zu eröffnen. Wenn wir vor der selben Instanz morgen für Eure Befreiung von den Resten der Türkenherrschaft einträten, müßten wir die Klage gegen Oesterreich zurückziehen oder lächerlich werden. Duldet, geduldet Euch also noch

ein Weilchen!" Abgemacht. Kreta bleibt ruhig. Das Exekutivkomitee, das im Namen (nicht: im Auftrag) des Hellenenkönigs regirt, sichert auch den Mohammedanern Leben und Eigenthum; erfüllt die von den Schutzmächten gestellten Bedingungen. Erlaubt freilich auch, daß in Ost und West der Insel die blauweiße Flagge gehißt wird. Niemand widerspricht. Als der Serbenlärm verhallt, die letzte Guinee in Belgrad für Preßmobilisirung und Straßenspektakel ausgegeben ist, darf man sich der Kreter erinnern. Sie haben gethan, was sie thun sollten; und können jetzt ihren Lohn fordern. Noch ist die Insel „en dépôt entre les mains de l'Europe". Ists nicht mehr, sobald die Briten, Russen, Franzosen, Italiener abgezogen sind. Das geschieht in der letzten Juliwoche. Am sechsundzwanzigsten Juli feiert Kanea den Abzug des Schutzruppenrestes. Durch Myrthengewinde schlingen sich blauweiße Bänder; in blauweißen Lettern grüßt, auf dem Triumphbogen vor der Moschee, die scheidenden Krieger der Dank der freien Nation; im Hafen wird den mit klingendem Spiel abmarschirenden Soldaten von einem Mitgliede des Exekutivkomitees dieser Dank wiederholt; und über der Citadelle weht die Hellenenflagge. Niemand widerspricht. Kein fremder Soldat mehr auf Kreta. Die Schutzmächte haben Griechenland aufgefordert, die zur Organisation der Miliz und der Gendarmerie nöthigen Offiziere hinüberzuschicken. Einverstanden; doch der vorsichtige Rhallis läßt von der Kammer ein Gesetz beschließen, das die in den Kreterdienst tretenden Offiziere aus den Reihen des aktiven Hellenenheeres streicht und ihnen nur, für den Fall der Rückkehr, das Ancienneätrecht sichert. Drei Monate kanns noch dauern, vielleicht noch sechs: dann wird die der Türkei verlorene Insel auch staatsrechtlich dem Königreich Griechenland einverleibt. Die Bereitschaft zu diesem Schritt haben die Schutzmächte gezeigt, als sie die Truppen heimriefen. Da kommt die Türkennote vom sechsten August: und n London, Petersburg, Paris, Rom ist Alles vergessen, was seit zwölf Jahren geschah. Schnell die Griechenfahne vom Mast! Antwort aus Kreta: Der Regierung ist nicht gelungen, das Volk von der Nothwendigkeit solcher Fahneneinziehung zu überzeugen. Dann, iebe Kreter, müssen wieder Kriegskreuzer hin und Schutztruppen ausschiffen. Am sechsundzwanzigsten Juli dampft der letzte Truppentransport mit dem Heimathwimpel aus der Sudabai. Am siebenzehnten August sind dreitausend Soldaten der vier Schutz-

mächte dort zur Landung bereit. Quantilla prudentia mundus regatur: nie ward die Wahrheit des Spottwortes klarer erwiesen.

Um die selbe Zeit erzählte der Kong von Hellas: seines Sohnes Schwager, der Deutsche Kaiser, habe ihm auf Korfu wohlwollende Unterstützung zugesagt und wolle das in Bülows Flötenrede verkündete Prinzip der Enthaltsamkeit jetzt aufgeben. Der Augustmond brachte die Meldung, von Marschall und Pallavicini sei in Athen und Konstantinopel „guter Rath" gespendet worden. Der war gewiß theuer; half aber nicht. Der kretische Patriot Venizelos wurde griechischer Ministerpräsident. Blieb bedächtig und vertröstete die Heimath auf bessere Zeit. Die wurzellosen, zu ernster Regirungarbeit unfähigen Jungtürken mußten, um nicht von der Fluth verschlungen zu werden, sich auf die Nothschanzen islamischen Dünkels flüchten und konnten für Kreta noch weniger als für Makedonien thun. Zulängliches hätten auch ihre Erben nicht vermocht; selbst mit Kiamils bestem Willen nie den Ausspruch Treitschkes entkräftet: „Die vielverheißene Gleichberechtigung der Rajahvölker muß ein leeres Wort bleiben, weil in einem mohammedanischen Staat die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben das Wesen der unwandelbaren theokratischen Verfassung ausmacht." Schlug den Kretern endlich nun die Freiheitstunde? Venizelos hat die von der Insel Abgeordneten in den Griechenreichstag zugelassen. Er ist ein toter Mann und die Dynastie kann einpacken, wenn die nationale Hoffnung noch einmal enttäuscht wird. Für den Versuch, durch die Hingabe des Eilandes (das sich am siebenten Oktober 1908 den Hellenen verlobt, den für die Trauung zuständigen Beamten aber nirgends gefunden hat) die Athener aus dem Balkanbund zu ködern, ists zu spät geworden. Als Otto von Wittelsbach auf Agamemnons Thron wackelte, schrieb Metternich: „Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß Kreta nicht Griechenland einverleibt werden wird." Freilich auch an Prokesch-Osten, Oesterreichs Vertreter am Griechenhof, Athen müsse Konstantinopel verschlingen. Richtet England sich aber in der Sudabai häuslich ein, dann stehen die Kreter unter dem Riesenschirm einer christlichen Großmacht. Und dürfen, by Jove, nicht mehr klagen.

Länger warten? Nach den ersten Türkenschlappen ernennt Georg den Christen Dragumis zum Gouverneur; gliedert, ohne die Schutzmächte zu fragen, Kreta Griechenland an. Für immer?

Kreuzzug?

Der Balkanbund sieht noch fleckiger aus als andere Neugeborene; und seine Partner lieben einander fast noch inniger als in Frankfurt einst Berliner und Wiener. Ein bunter Bund. Nicht der von Georgewitsch ersehnte, der unter türkischem Patronat gegen Rußland fechten sollte; nicht ganz so widernatürlich. Haltbarer? Die stärksten Balkanmächte sind draußen geblieben: Oesterreich-Ungarn (das zum Trialismus, zur Abspaltung eines serbokroatischen Königreiches, noch nicht entschlossen scheint) und Rumänien (dessen König jetzt erst, ein Bischen lange nach Plewna, russischer Feldmarschall geworden, das seit 1887 aber der Sache des alten Dreibundes verpflichtet ist und diesen Geheimvertrag gestern noch nicht gekündigt hatte). Wo von den Reibungflächen die Funken aufsprühen, sind Bulgaren und Griechen, Bulgaren und Serben die hitzigsten Gegner; den Tag des Sieges, der Beutetheilung würde ihre Eintracht nicht überdauern. Daß ihre Einfalt bis in die Zuversicht langte, Italien werde, nur um ihren Feind zu beschäftigen, weiterkämpfen, klingt wie unglaubliche Kindermär. Leidige Gewißheit ist aber, daß ihre Anfänge kein Aederchen kühner Größe enthüllten. Ein Vorsprung konnte sie weit bringen; sie zauderten und hatten ihren Kram nicht in Ordnung, obwohl sie ihr Plänchen seit dem Frühjahr besinnen. Nur Montenegro stürmte keck vor; und König Nika war verwegen genug, sich für acht Tage zwanzigtausend Mann und Grenzfestungen anzulügen (die bei Licht als spärlich besetzte Blockstationen erkannt wurden). König Georg muß sich seinem Volk und seinem Rentenanspruch erhalten und bliebe am Liebsten jedem Feld fern, auf dem ein Schuß losgehen könnte. König Peter ist ein Schwerkranker, den nicht nur der Gewissenswurmfortsatz peinigt. Und den Zaren Ferdinand hindert das Zipperlein, ein Pferd zu besteigen; er muß am Krückstock oder im Auto den Generalissimum mimen. Dennoch hat er, als Einziger, in dunkler Zeit uns reine Freude beschert; wer aus diesem Munde den Ruf zum „Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond" vernahm, muß das Leben lebenswerth finden. Selbst wenn ihn dünkt, auch dieser Kluge sei diesmal klug genug gewesen, nicht klug zu sein. Die Losung „Kreuz wider Halbmond", das Stichwort des Panislamismus, kann selbst von der Lippe eines Koburgers nicht hold ins Britenohr hallen. Sollte sie die Russen herbeiwinken? Die haben Grund,

noch nicht ins Treffen zu wollen; und manche Narbe mahnt sie an die neue Mode, gefährlichen Krieg von Anderen führen zu lassen. Mit Japans Schwert schlug England die Russen, die ihm nun verbündet sind. Warum soll Rußland nicht mit der Wehr der Südslaven die Oesterreicher schlagen und sie, via Bosporus-Saloniki, dann versöhnen? Unser Auge sieht nur markirte Feinde. Habsburgs und Gottorps Adler liegen im Kampf. Die Erben Römischer Kaiser und ans Griechenkreuz geklammerter Palaeologen. Rom und Byzanz: noch einmal unter unserer Sonne. Erst wenn das Schisma der Katholikenkirchen geschlossen wäre, könnte ein Balkanbund werden, den ein Schauerwindchen nicht löst.

„Wenn Serben, Bulgaren, Kroaten in brüderlicher Eintracht miteinander lebten, wenn sie den Werth der Griechen richtig schätzen gelernt und auch diesen Nachbarn die Bruderhand gereicht hätten, dann würde heute anderer Sang von des Olympos stolzer Höhe bis an die Drave schallen. Leider hat im Empfinden der Balkanvölker der Haß gesiegt.“ Dieser Seufzer kommt aus der Brust Eines, den Nikolaus Petrowitsch, seit dem August 1910 König von Montenegro, in seinem Drama „Die Balkankaiserin“ reden und fuchteln läßt. Und die Balkankaiserin Danitsa selbst spricht das Drohwort. „Wir werden der Böse Geist der Türkei sein. An unseren Bergen wird ihre Macht sich brechen. Aus brüderlicher Treue eilen wir jedem stöhnenden Nachbar zu Hilfe und in Ewigkeit währt unsere heilige Losung: Des Bruders Leid vom Bruder gelindert!“ Der (nicht von Apollon) gekrönte Dichter, der gern die Maske des Schwärmers vor den Schlaukopf bindet, mag einst gehofft haben, diese Balkanska Tsaritza werde Elena heißen; die Glanzrolle seiner vierten, dem Italerkönig vermählten Tochter zufallen. Denn unter den unzähligen Formen eines Balkanvölkerbundes, die schon in der Lebenszeit des alten Byzanz, dann von Stephan Duchan, von den Milosch, Karageorg, Ypsilanti, im letzten Halbjahrhundert von Garaschanin und Georgewitsch erträumt und (in den Verträgen und Militärkonventionen von 1867 und 68) ertrachtet wurden, war auch eine, die ein neues Oströmerreich schaffen, die Hagia Sophia unter das Savoyerkreuz stellen, den im Quirinal thronenden König zum Kaiser und Bundesprotektor küren und einen Prinzen von Italien zum König eines albano-makedonischen Staates machen wollte. In Racconigi, als Victor Emanuel und Elena im Oktober 1909 den Zaren empfingen, hat

dieses Traumes Gleißen vielleicht das Bewußtsein der zwei in gemeinsamem Haß des Hauses Oesterreich vereinten Monarchen mit einem letzten Strahl geröthet. An welche andere Möglichkeit konnten die Minister Iswolskij und Tittoni denken, da sie den Abgeordneten zuriefen, erst die Zukunft werde die ganze Bedeutung des italo-russischen Einverständnisses entschleiern? Ein Eisenstrang von der Donau bis an die Adria; italische Unternehmer auf dem Skutarisee, im Hafen von Antivari, als Ausbeuter des montenegrischen Tabakmonopols; Elenas Vater, der seines darbenden Landes Leben von Almosen (aus Petersburg und Rom) fristen, die Westhälfte des Sandschaks Nowibazar begehren und in Oesterreich den Erbfeind sehen muß, in den Königsrang erhöht: die Morgenröthe eines lateinischen Balkankaiserreiches? Das würde erst möglich, wenn Habsburg zum Sterben bereit gewesen wäre. Jeder Versuch Italiens, die Straße von Otranto zu überschreiten, stellt Oesterreich-Ungarn vor die Frage, ob es mit dem äußersten Kraftaufwand kämpfen oder auf die Großmachtstellung verzichten wolle. Was wir erblickten, war Abendröthe. Allzu hart stoßen im Raum sich die Dinge, als daß der Oströmertraum morgen Wirklichkeit werden könnte. Und umknotet der Balkanbund der Tetrarchen Ferdinand, Georg, Nikolaus, Peter den Keim des christlich-byzantinischen Reiches, dem nach der Meinung des jungen Soldaten Hellmuth von Moltke die Türkei (der er im Feldzug gegen Mehemed Ali zu helfen versucht hatte) den Platz wieder räumen müsse? Keinem der Vier rollt Kreuzfahrerblut durch die Adern. Keiner gleicht der aus Glaubensinbrunst rein auflodernden Flamme. Sie kämpfen mit fremder Erlaubniß, für fremde Rechnung. Und erhoffen als Siegesfrucht reichliche Konsortialbetheiligung.

Herbstmanöver. Unser Auge erblickt nur markirte Feinde. Und bald beschleicht der Winter auf Schneeschuhen die Balkanhöhen und Albaneralpschluchten. Ist das Deutsche Reich (das ja noch leben soll, trotzdem es bei der Erdvertheilung nicht mehr beachtet wird) gegen jede Fährniß des nächsten Frühlings sicher assekurirt? Mit einer Wehr gerüstet, die nicht „schimmern", die schlagen, treffen, töten soll? Vor den gröblichen Fehlern des vorigen Sommers geschützt? Sein Geschoß von keinem anderen übertreffbar? Die taktische Einheit seiner Flotte verbürgt? Jeder weiche Günstling aus der Führerstellung gestoßen und durch den besten Mann ersetzt? Der Oberbefehl dem Fachkundigsten und zugleich

Kühnsten gewahrt und jede Möglichkeit hemmender Einrede, auch den Thronenden, abgeschnitten? Den Spielern eingeschärft, daß ihr Kopf gefährdet ist, nicht nur der Kragen, wenn sie im Februar noch mit geliehenem Geld engagirt sind? Der Deutsche Kaiser hat wieder „eine Feier von überwältigender Großartigkeit“ hinter sich; erzählt wieder von seinen „großen Ahnherren“ (diesmal von dem großen Hugenottenführer und dem großen Oranier); meint, trotz Ballin und Nogi, noch immer, daß nur ein strenggläubiger Christ dem König treu sein könne. Anderes erwartet das deutsche Volk von ihm; ganz Anderes. Nicht Worte: That. Nicht Familienlegende: Geschichte. Denn dieses Volkes Frommheit ist nicht eingepökelte Kreuzfahrerinbrunst; ist dem fritzischen Glauben an den mit der stärksten Schwadron reitenden Herrgott viel näher. Und hat theuer erkaufte Losweisheit nicht vergessen. In der rechten Stunde der rechte Entschluß und die Wahl des tauglichsten Kampfgenossen: daran hängt das Schicksal der kräftigsten Völker.

War auch die neuste (und beinahe seltsamste) Rede Wilhelms des Zweiten von der ins Koburgische spukenden Kreuzzugsstimmung gefärbt? Nicht ein Wort nationaler Erinnerung. „Die Treue zum König kann nur auf dem Boden wachsen, wo der Glaube herrscht und die freudige Begeisterung im Glauben an die Persönlichkeit unseres Herrn.“ Kein Gottloser also, kein „decidirter Nichtchrist“ war je einem König treu; und noch zwischen kadiner Kacheln, deren Ankauf ihr den Weihebesuch eines Generaladjutanten eintrug, kann Berlins westlichste Judengemeinde nicht als unbedingt zuverlässig gelten. An einer Küste, auf der weder Bronze noch Marmor von dem Dichter Kleist und dem Staatsmann Stein zeugt, wird dem französischen Admiral Gaspard de Coligny ein Denkmal gesetzt. An einer Jahresneige, wo Geschehensinhalt und Kalender laut an Scharnhorst und York, Schill und Gneisenau mahnen, wird von dem höchsten Kriegsherrn deutschen Soldaten dieser Admiral als Beispiel und Muster vors Auge gestellt. Wird, als wäre es beglaubigte Wahrheit, über sein Thun und Wesen behauptet, was längst als unhaltbar erwiesen ist. Der Deutsche Kaiser meint, Coligny habe stets „seinem himmlischen König die Treue gehalten“. Nein: er hat von dem Gott Petri sich zu dem Calvins gewendet. Da ihn der Deutsche Kaiser der Marinemannschaft als Vorbild empfiehlt, muß er glauben, Coligny habe auf dem Meer gefochten. Nein: dieser Admiral ist, wie Offenbachs,

sein Leben lang auf dem sicheren Festland geblieben. Wilhelm sagt, als Kommandant von Saint-Quentin habe Coligny „den Sturm der Spanier glänzend abgeschlagen und seinem Landesherrn Stadt und Festung gerettet.“ Nein: der Sturm gelang; Stadt und Festung wurden (wie jeder Deutsche von Schillers Philipp wissen könnte) von den Spaniern erobert; und von den in Stadt und Festung Feigen war der Admiral der Feigste. Während die Besatzung noch kämpfte, noch mit verströmendem Blute den Stürmern jede Fußbreite des Festungsbodens bestritt, schlich Coligny, der Kommandant, ins Lager des Feindes; ließ sich widerstandlos entwaffnen, vom Savoyerherzog ins Antlitz höhnen, in Haft abführen; nannte, um sein Leben nicht zu gefährden, auf dem Schleichweg des Fahnenflüchtlings überall seinen Namen und Titel, damit der ihm feindlich Begegnende sich hüte, ein so edles Wild zu strecken. Nervenbankerot oder der Drang, sich einer größeren Sache zu erhalten? Einerlei: der winselnde Deserteur, der, wie ein gewissenloser Kapitän das sinkende Schiff, als Erster die bedrohte Festung verließ, der Wicht von Saint-Quentin ist unwürdig, deutschen Soldaten ein „Beispiel“ zu sein. Auch die „Treue zum König“, die Wilhelm ihm nachrühmt, hat der als Feldherr immer Geschlagene nur auf seine besondere Weise bewährt: Heinrich dem Zweiten und Karl dem Neunten mit zäher Wucht den Rumpf entgegengestemmt, auf dem das Haupt eines ehrgeizigen Rechners saß, und das Reichswohl, wie ers verstand, in jeder Entschließungsstunde über das Interesse des Königshauses gestellt. Nur auf diesem Willenspfad dürfte er uns Vorbild werden; wenn wirs in Stein, Yorck und Bismarck nicht näher und aus reinerem Stoff hätten. War der Zweck der Rede (die gehalten wurde, während Kiderlens vielfarbig livrirtes Gesinde Herrn Poincaré, als dem Erstreber des Orientfriedens, Weihrauch aufqualmen ließ), die Eitelkeit der Franzosen zu kitzeln? Dann ward er verfehlt; Frankreich hat lachend erwidert, es werde gewiß nicht klagen, wenn das deutsche Heer den Ueberläufer von Saint-Quentin zum Muster nehme. Nach den Tagen und Reden von Damaskus und Tanger Kreuzfahrerstimmung? Wir möchten ernsthaft bleiben. Der Kruzifixus schützt sich schon selbst. Nicht ihm: dem Germanenthum dräut Gefahr.

Poscimur.

Ein Graf Bernstorff, der sich mit der Ehrenpflicht, das Deutsche Reich in Washington zu vertreten, weislich bescheiden und

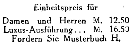
seinen Rechtsanspruch auf einen so wichtigen Posten endlich besser als durch Rednerei erhärten könnte, hat in einer Interview gesagt, der Balkankrieg habe Deutschland in ein freundlicheres Verhältniß zu Frankreich gebracht und manches Mißgefühl aus dem Bewußtsein der Republikaner getilgt. Die Thatsache, daß bedienstete Botschafter für die Presse schwatzen, giebt noch schlimmeres Aergerniß als die andere: daß Leute, die für die Presse geschwatzt oder geschrieben haben, also an eine Zufallsmeinung gebunden sind und nur einen Theil der Schachbrettfelder noch besetzen können, zu Botschaftern ernannt werden. An den washingtoner Speech auch nur ein Abwehrwort zu vergeuden, wäre Müßiggängerthorheit, wenn er sich nicht einer Sperrkette einfügte, über die Deutschlands Wille zur Klarheit abermals stolpern müßte. Ist die Mär von Frankreichs freundlicher Zuneigung etwa auch dem Kaiser aufgetischt worden und hat deshalb Wilhelm, wie Wilhelmine, sich des Franzosenblutes gerühmt, das, von Coligny her, in seinen Adern mitkreise? Aus allen Winkeln wird seit vierzehn Tagen die selbe Tonart gezwitschert, gepfiffen, getrommelt; und in den Pausen angedeutet, übermorgen werde der verkannte Schwabe ein Ding drehen, über das ganz Europa sich nicht weniger wundern müsse als über den von Säufern regirten, von Schürzenjägern geweihten Staat des Studentenliedes. „Vivat Coligny": schallts aus Meyerbeers Hugenottenoper; aus Kiderlens Wilhelmstraße (deren Brunnen auch nicht aus dem Born geschichtlicher Wahrheit schöpft): „Vivat Poincaré!" Der rief die Balkanchristen zur Ordnung (obendrein vergebens: und jede Kollegenschlappe schmeckt unserem Staatssekretär wie der älteste Meukow). Der lockert, weil ihm um die Türkenschuld bang wird, die franko-britische Entente Cordiale, hilft uns in das Dreikaiserbündniß zurück und stärkt es durch das Wohlwollen, am Ende gar durch den Beitritt der Republik. Mit solchen Mätzchen soll dem Helden von Agadir das Amtsleben gefristet werden; das verloren wäre, wenn Deutschland in ihm den Urheber der Türkenkriege von 1911 und 1912 erkannt und die Abschirrung des Mannes gefordert hätte, dessen hemmungslos launischer Thatendrang dem Volkswohlstand in drei Herbstzeiten tiefere Wunden geschlagen hat als in einem Menschenalter je zuvor ein deutscher Minister. Um ihm beizuspringen, bückt sich der Kaiserliche Botschafter in Washington bis in die Kniebeuge. Glauben diese Excellenzen, was sie aussprechen

oder andeuten, dann müßte Stockblindheit sie von hohen Posten ausschließen. Den ruchlosen Wunsch, mit bewußter Lüge die Mitbürger einzulullen, dürfen wir selbst dem Dümmsten der aus der Reichskrippe Gefütterten nicht zutrauen. Rußland und Frankreich können, nicht nur des Geldes wegen, für's Erste nicht von einander los; wollen auch nicht. Im Zarenreich wäre nur ein Krieg heute populär und der Dynastie nicht schon am Tag nach dem Abmarsch der Kerntruppen gefährlich: der Krieg gegen Deutschland. In der Republik würde Jeder als Memme verachtet, der so bald nach dem Panthersprung die Abkehr von England, die Umkehr zu Deutschland empföhle. Der Lothringer Poincaré, der sich von den Delcassé und Millerand, Barrès und Maurras im Ton, nicht im Wesen seines Patriotismus unterscheidet, mußte für die Türken, die den Franzosen vier Milliarden Francs entliehen haben, mit der Zunge thun, was er vermochte. Daß er von Sasonow, Bertie, Tittoni, Iswolskij und Paul Cambon auf das seit dem Frühjahr Geplante vorbereitet war, kann nur Einer bezweifeln, der noch immer nicht merkt, wie klug für das Spektakel die Rollen vertheilt und eingeübt worden sind. Graf Bernstorff hat ferner gesagt, auf der Balkanhalbinsel werde und müsse der status quo ungewandelt bleiben; und auch damit die Wissenschaft deutscher Diplomatie vor dem Erdrund blamirt: denn diesen Status fraßen noch unter dem Weinmond die Motten. Zaungastberichte „vom Kriegsschauplatz“, die eben so albern wie theuer sind und den Fernblick nur trüben; „bedeutsame“ (und drum telegraphirte) Aussprüche irgendeines Hammeldiebes oder Trinkgeldsuchers von der Unteren Donau; Strohdrusch hochgelobter Diplomaten, die sich unter einem des internationalen Geschäftes unkundigen und dem Herrn des Auswärtigen Amtes deshalb unentbehrlichen Kanzler ihres Daseins laut freuen; ein Bißchen Gegrein über das Schrumpfen der (winzigen und oft ertraglosen) Ausfuhr ins Balkangebiet: haben wir zu Allem, was in Südost geschah und wird, sonst wirklich nichts zu sagen?

Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jeder Feldzug (Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das

Altersleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführerruhm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg entstand? Nicht im Hirn der vier Balkankartenkönige. Seit 1898 (Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die Bagdadbahn, seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden. Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Bannermann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu beschwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907 wird Deutschland, das kein Hilfeversprechen einlöst, in Algesiras, Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908 Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet; sechs Wochen nach Eduards Besuch in Reval, dessen Frucht das anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (gewollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909 läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland acceptiren; und ersicht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir die Triple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912 nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch einmal seis hier betont: Ohne Agadir kein lybischer, ohne den lybischen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos. Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres Erdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europens und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


Salamander





Theater- und Vergnügungs-Anzeigen




Parlograph
Carl Lindström
Aktiengesellschaft · Berlin
50% Zeitersparnis
Gewinn um 100%
Unbedingt zuverlässig
Unentbehrlich

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W.57.